Wenn ausländische Frauen bei der Bewältigung ihres Lebensalltages unterstützt werden sollen, so kann nicht gewartet werden, bis sich unser unzureichendes und oft inadäquates soziales System verändert hat, sondern es muß versucht werden, sich auf die bestehende Gesellschaft einzulassen - sowohl auf die ausländischen Frauen mit ihren speziellen Erfahrungen, Ängsten und Hoffnungen wie auch auf die Behörden mit ihren Vorschriften, Umgangsweisen, Vorurteilen. Ein Teil der Arbeit muß es immer sein, beide Seiten füreinander zu sensibilisieren, Veränderungen im Denken und Handeln zu befördern, aufzuklären, damit auf beiden Seiten erste Erfolgserlebnisse entstehen. Unverzichtbar erscheint jedoch gleichzeitig der Versuch, verallgemeinerbare Erfahrungen aus der alltäglichen Arbeit immer wieder in Form von Forderungen öffentlich und damit auch die strukturellen Grenzen der Arbeit in den Frauenländern deutlich zu machen.

Mira Renka

"DAS HÄTTEST DU AUCH ZU HAUSE HABEN KÖNNEN"

- Eine Zwischenbilanz -

Als ich vor zehn Jahren, fast auf den Tag genau, meiner Mutter erzählte, ich werde, um mein zweites Studium finanzieren zu können, eine jugoslawische Romafamilie betreuen - meine Mutter lebte in Jugoslawien und die Einrichtung Familienhilfe kennen wir dort nicht - sagte sie intuitiv treffend: oh Gott, mein Kind, das hättest du auch zu Hause haben können! Du bist doch nicht deshalb ausgewandert, um in Deutschland deine "sozialschwachen" Landsleute zu betreuen und zu versorgen!?

Selbstverständlich war dies nicht der Grund meiner Auswanderung, genauso wie mir klar wurde, daß ich mit meinem sozialarbeiterisch-sozialpädagogischem Studium keine "Karriere" machen würde, vom großen Geldverdienen ganz zu schweigen. Die Entscheidung, mich in diesem Bereich versuchen zu wollen, bedeutete langfristig gesehen sogar einen gesellschaftlichen Abstieg und keinen materiellen Aufstieg.

Es ist fast nicht zu vermeiden, über die eigene Arbeit regelmäßig und meist zusammen mit anderen "reflektieren" zu müssen. Manchmal habe ich das Gefühl, wir bestehen aus lauter Reflexionen, die bis zur Inhaltslosigkeit ausarten können, obwohl sie uns helfen sollen, gerade die Inhalte besser überleben zu können. Meist geschieht dies Reflektieren in Form von verbalem Erfahrungsaustausch. Die Wenigen, die den Mut und die Zeit haben, auch schriftliches Material liefern zu wollen/können, haben sich gerade im Ausländerbereich einiges geleistet, so daß ich inzwischen eine ausgesprochene Abneigung gegen alles diesen Bereich betreffende Geschriebene entwickelt habe. Vielleicht mehr dann, wenn ich mich als Ausländerin, als dann, wenn ich mich als Professionelle verstehe. Auf jeden Fall war eine Abneigung, die zunächst überwunden mußte, vorhanden. Ich reihe mich also ein, mit all den anderen, die von sich behaupten, etwas sagen zu müssen, etwas zu sagen zu haben.

Eine persönliche Bilanz ziehen zu wollen, hätte ich vor einigen Jahren als langweilig, als nicht gebrauchsfähig und überflüssig abgelehnt. Daß ich mich nun dazu aufraffe, dazu haben mir bestimmt die unzähligen pseudowissenschaftlichen Arbeiten verholfen, die meine Arbeit und mein Leben analysiert und beschrieben haben und die ich in den letzten 15 Jahren gelesen habe. Arbeiten, die nicht einmal den Anforderungen der gewöhnlichen Anständigkeit entsprechen, sind Schuld daran, daß ich zu der Auffassung gelangt bin, eine kritische subjektive aber redliche und offene Darstellung, Selbstdarstellung ist

vielleicht doch wertvoller als schlechte, scheinbar objektive, ideologiefreie sogenannte wissenschaftliche Arbeit. Und ich habe kein schlechtes Gewissen dabei, wenn ich aus absolut subjektiver Sicht und nur über meinen eigenen "Mist" reden werde.

Eine Zwischenbilanz zu ziehen, ist, wie sich herausgestellt hat, gar nicht so einfach. Es sei denn, frau ist exhibitionistisch veranlagt. Das bin ich noch nicht, mußte also im Nachhinein, die Skizze dieser Bilanz lesend, feststellen, daß ich mich an einigen Stellen gar nicht erkannt, wiedererkannt habe. Ob dies mit der üblichen Entfremdung zu tun hat, lasse ich offen. In der Zwischenzeit ist es sowieso nicht mehr populär, über Entfremdung zu reden. Falls aber eine Entfremdung stattgefunden haben sollte, dann hat sie bestimmt etwas mit meiner Arbeit zu tun. Und eine Bilanz, diese Bilanz, ist nicht mehr und nicht weniger als ein Bericht darüber, was ich in meiner Arbeit getan habe und was meine Arbeit mir getan hat.

Einige Sätze über meinen äußeren Rahmen: Das bereits erwähnte zweite Studium habe ich kurz vor dem Diplom abgebrochen, als ich mit der Arbeit in einem Beratungsladen für Frauen aus Jugoslawien begann. Das erste Studium hatte mich dazu befähigt, das zu tun, worüber ich hier zu berichten versuche. Vor dem ersten und nach dem zweiten Studium habe ich einige qualifizierte Tätigkeiten verrichtet, die mich mit einer entsprechenden Dosis an Selbstvertrauen, Arroganz und Wissen ausgestattet haben, um damit in der jetzigen Situation nicht ganz schlecht dastehen zu müssen. Meine jetzige Arbeit hat mich auf eigenartige Weise konserviert, in ihr bin ich irgendwie hängengeblieben, ohne dies vorher geplant zu haben. Einen Wechsel wage ich zur Zeit nicht, zum Teil aus Angst vor einer materiell unsicheren Existenz, die eventuell folgen würde, zum Teil aus Eitelkeit, vielleicht Selbstbetrug, daß ich in meiner jetzigen Arbeit doch irgendwie gebraucht werde, oder aber "ohne mich würde eine Leere entstehen, die keine andere auszufüllen vermag", oder, oder...

Eine lange Einführung, ich gebe es zu. Aber vielleicht dient sie zum besseren Verständnis meiner Person, zum besseren Verständnis von dem, was ich darzustellen versuche. Es soll eine sowohl subjektiv-emotionale wie auch professionell-objektive Selbstfindung im Arbeitsprozess dargestellt werden, die für mich nicht abgeschlossen ist, die aber trotzdem, mit ihrem durch und durch unfertigen und nur vorläufigen Resultat eine Fülle von informativen Material liefert, das zum Nachdenken über unsere Arbeit und unser Selbstverständnis anregen soll.

Sich in der Frauenländenlandschaft zurecht zu finden vor vier Jahren, war für mich ein abenteuerliches Unternehmen. Nicht deshalb, weil ich für meine eigentliche Arbeit nicht qualifiziert genug gewesen wäre, oder weil ich ein junges Mädchen ohne Erfahrungen und genauen Vorstellungen darüber, was mich erwartet, war, sondern weil ich ausgesprochen hohe Erwartungen sowohl an mich als auch an das Projekt, in dem ich tätig sein würde, gestellt habe, ohne mich in

der sogenannten Szene auszukennen. Ich ging in meinen Vorstellungen von einem Traumjob aus, in dem ich einiges mehr erfahren und erleben würde als bisher und in den bisherigen Jobs. Ich ging davon aus, daß ich hier Vielfältigkeit, Anerkennung, wirkungsvolles Engagement, eine sinnvolle Tätigkeit und vernünftige Realisierungen von theoretischen Konzepten finden würde. Ich ging davon aus, daß Phantasien über eine gute Sozialarbeit, die den politischen Anspruch nicht außer acht läßt, zu verwirklichen seien. Ich dachte, die Problematik, in die ich mich schwungvoll zu stürzen wagte, zu kennen. Nichts war mir fremd, ich war mir nicht fremd, die Vorstellungen und Vorhaben waren klar und konkret und die Ziele schienen erreichbar und realistisch. Ich ging davon aus, daß der Laden, in dem ich arbeiten werde, allen emanzipatorischen Ansprüchen entsprechen würde und die zukünftigen Besucherinnen und ich eine ideale Ergänzung bei der Realisation unserer gemeinsamer Ziele darstellen würden. Alles, was eine fortschrittliche Frau an Vorstellungen mit sich herumschleppt, gehört in den Laden und wartet darauf, in der Praxis umgesetzt zu werden. Was habe ich zusammen mit anderen, oder die mit mir, für herrliche Vorstellungen mitgebracht, in unsere Konzeption eingeflochten, in unzähligen Sitzungen ausgearbeitet.

Die Voraussetzungen waren gar nicht so schlecht, da viele Läden für türkische Frauen und ein halber für jugoslawische eine erste und schwierige Phase der Erprobung und der Einarbeitung bereits hinter sich hatten und wir von diesen profitieren konnten. Außerdem hatten wir den leidvollen Weg der politisch-sozialen Anerkennung solcher Läden, die Notwendigkeit der Geldbeschaffung in all ihrer Ausführlichkeit nicht gehen müssen, da gerade in dieser Zeit nicht nur das Geld da war, sondern auch eine verständnisvolle Zuverlässigkeit seitens der öffentlichen Geldgeber (siehe hierzu: Entstehungsgeschichte der verschiedenen Projekte). Optimale Bedingungen für einen Anfang also!

Wie liebevoll wir die Möbel, die Teppichböden und das Linoleum, die Büroausstattung und die Pflanzen ausgesucht, geschleppt und auf ihren Plätzen verteilt haben! Wie liebevoll wir die Telefonanschlüsse angemeldet haben, die ersten Flugblätter, die Pressemitteilungen formuliert haben! Wie gut wir uns gefühlt haben, bei der Pressekonferenz, das Haus voller Gäste, die besten Wünsche entgegennehmend! Öffentlichkeitsarbeit. Damit es ja alle erfahren, daß es uns gibt. Eine neue Welt fing an zu existieren, von der wir noch nichts gesehen hatten, außer, daß sie in unseren Köpfen absolut eine Zukunft haben kann und muß.

Neben uns gab es für mich zunächst unzählige Projekte für ausländische Frauen. Projekte, mit einer Vergangenheit, von der ich nur geträumt habe, Projekte mit Image und Prestige, Projekte als Vorbilder. Ich erinnere mich an das erste Frauenprojektetreffen noch ganz genau. Es waren mehr als 20 Frauen anwesend. Wie sie geredet haben, faszinierte mich. Worüber sie geredet haben, verstand ich nur zum Teil, da ich mich in diesem Bereich nicht ausgekannt

habe. Die Frauen haben viel, abstrakt, engagiert und vor allem politisch geredet. Ich empfand sie als bedeutend und wichtig und mich als unwissend und laienhaft. Ich konnte nicht mithalten. Und all die Namen! Die Namen der Läden, die von deutschen Kolleginnen im Original ausgesprochen und genannt wurden. Meist handelte es sich um türkische oder kurdische Bezeichnungen. Und überhaupt drehte sich fast alles um Frauen aus der Türkei. Und die ausländischen Kolleginnen waren zum größten Teil aus der Türkei. Und alle schienen schon alles hinter sich gehabt zu haben, nur ich, nur wir in unserem neuen Laden, vielleicht Jahre zu spät und obwohl die zweitgrößte Gastarbeiterpopulation in der Stadt, irgendwie am Rand und unwichtig. Das Gefühl, wir aus Jugoslawien sind sogar für uns selbst nicht wichtig genug, bin ich bis zum heutigen Tage nicht losgeworden. Damals dachte ich, die Lücke, wenigstens im Frauenbereich, wird von uns geschlossen. Wir werden darauf aufmerksam machen, daß es uns gibt, daß wir Probleme haben, daß es nicht stimmt, daß wir keine relevante Ausländergruppe sind. Nicht nur die Frauenprojekttreffen, auch alle anderen öffentlichen und nichtöffentlichen Veranstaltungen über Ausländer haben für uns an Bedeutung gewonnen. Wir mußten überall sein, bzw. ich mußte überall sein, um meine Defizite zu beseitigen. Ich mußte kompetent werden und präsent sein. Ich dachte, der Öffentlichkeit einiges vermitteln zu müssen, ihr einiges sagen zu müssen, sie auf ihre Fehler hinzuweisen, die sie macht, indem sie mich nicht beachtet. Das Resultat davon waren Fachtagungen, Seminare, Diskussionsveranstaltungen, bei denen ich nicht nur im Publikum saß sondern selbst Referate gehalten, mich mit eigenen Vorträgen beteiligt habe. Aber dies war nur ein für die eigentliche Arbeit sekundäres Fragment. Mir hat es (nach relativ kurzer Zeit) die Erkenntnis gebracht, daß, wie im Alltag gesagt wird, im Prinzip nichts so heiß gegessen wird, wie es gekocht wird. Darüber, was ich mit meinem Engagement erreicht habe, müßte ich in einem anderen Zusammenhang berichten. Zurück zum Laden.

Erschlagen von so viel Aktivität, schien mir, ganz Berlin bewege sich in der Frauenladenbewegung. Jedes Projekt eine kleine Revolution und jede Frau ein großes Stück lang ersehnter Emanzipation. Um unsere Zukunft, um unsere Finanzierung habe ich nicht bangen müssen. Wir waren ein zeitlich nicht eingeschränktes Projekt. Und die Öffentliche Hand zeigte sich großzügig. Anerkennung dachte ich, die haben wir, sonst hätte uns keiner auch nur einen Pfennig gegeben.

Wir jugoslawische Kolleginnen waren nicht besonders zahlreich vertreten und die, die ich kannte, kannte ich nur flüchtig. Ich empfand mich und meine Landsfrauen wie in einer Oase lebend, umgeben von den großen und wichtigen Türkinnen, die alles zu beherrschen schienen. Entsprechend anders waren unsere konzeptionellen Forderungen an uns selbst und an unsere Besucherinnen. Was könnten wir alles auf die Beine stellen! Die großen Mängel in der Aktivitätslandschaft jugoslawischer BürgerInnen in dieser Stadt vor Augen habend, dachten wir all das zustande zu bringen, was zum Alltag zu gehören hat und

noch nicht ausgebaut wurde. Dazu gehörten zahlreiche Freizeitaktivitäten, wie Singen, Fotografieren, evtl. Schreiben, Malen... Jugoslawische Frauen müssen keine Ausrede haben, um in den Laden zu kommen, wie dies von Frauen aus der Türkei immer wieder berichtet wird. Unsere Potentiale sind unerschöpflich und unser Konzept im außerberaterischen Bereich wurde unter dem Motto entwickelt: Lieber spielen wir Schach, Karten oder sitzen "einfach so da", als uns hinter irgendwelchen nützlichen Tätigkeiten immer wieder verstecken zu müssen, um damit ein bißchen an außerhäuslicher Freiheit zu gewinnen. Weg mit den nützlichen Schwachsinnigkeiten weiblicher Freizeitgestaltung! Davon, daß Frauen uns die Bude einrennen werden, waren wir, war ich fest überzeugt. Selbstverständlich würde dies nicht nur deswegen sein, weil sie Unterstützung oder Hilfe brauchen, sondern deshalb, weil sie seit Jahren darauf warten, daß so eine Einrichtung wie wir ihre Türen öffnet. Unzählige jugoslawische Frauen mußten nur darauf gewartet haben, daß es uns gibt, damit sie ihre politischen, kulturellen, sozialen Forderungen organisiert und gemeinsam vortragen können. Neben der üblichen Sozialarbeit, die ich bereits kannte, sollte der Laden dies leisten. Dabei dachte ich auch an eine konstruktive (das blöde, blöde Wort) Zusammenarbeit mit allen möglichen Stellen in der Stadt, mit jugoslawischen wie mit deutschen Gruppen und Institutionen, mit Frauenläden und Beratungsstellen, mit, mit mit... Und wenn wir einiges erreicht haben, soll darüber geschrieben werden. Wir, die Beschäftigten, die Mitarbeiterinnen und die Frauen, wir wollten etwas zusammen schreiben. Über uns und für andere.

Dies sind nun die ersten Zeilen, die ich schreibe. Unsere Frauen sind immer noch nicht soweit.

Die pauschale Behauptung, daß alles ganz anders geworden ist, als erwartet, wäre nicht nur oberflächlich und nichtssagend sondern auch unzutreffend. Unabhängig davon, daß ich relativ bald nach der Anfangsphase zahlreiche eindeutige, hautnahe und "unbürokratische" Überraschungen erlebt habe, muß ich feststellen, daß sie - wenn ich ehrlich sein will - irgendwie doch miteinkalkuliert waren, daß sie immer dazugehörig waren, nur wurden sie ein wenig verdrängt.

Trotz einiger gravierender "Niederlagen" und "Mißerfolge" konnte bisher keiner mich meiner Illusionen, Phantasierereien berauben, die mich insbesondere in Stunden optimistischer Stimmung nach gelungenen Abenden im Laden oder nach erfolgreichen Beratungen vor defätistischen Handlungen und Gedanken schützen. In keinem anderen Bereich hätte ich so klar und ausführlich das Pulsieren dieser Gesellschaft erleben können. In keinem anderen Bereich hatte ich bisher so viele Gelegenheiten und Möglichkeiten, hinter die Kulissen einer Pracht schauen zu dürfen. In keinem anderen Bereich hätte ich all das erleben können, was in einem Mini-Frauenprojekt erlebt werden kann. Den Reichtum, den ich hier gesammelt habe, hätte ich wahrscheinlich in all seiner Herrlichkeit nirgendwo anders sammeln können. Selbstverständlich wußte ich das nicht sofort! Erst nachdem ich meine Gastritis in ein Zwölf-Finger-Darm-

Geschwür verwandelt (mit Hilfe der Tätigkeit, die ich gerade so verherrliche), einige gute Freundschaften zerstört und wenige neue aufgebaut habe, mein Privatleben in ein Chaos gestürzt und meine Reisen immer in die Abhängigkeit von der aktuellen Problematik der "Klientel" gestellt habe!

Drei Phasen habe ich durchlebt (ob sie wohl jede von uns durchmarschieren muß?): eine schwungvolle, eine ackernde und eine rationalisierende. Fazit: Nach diesen drei Etappen (eine Akkumulation von Wissen, theoretischer und praktischer Auseinandersetzung mit der alltäglichen Arbeit voraussetzend) kann/könnte die Arbeit in solch einem Projekt machbar, langfristig erträglich und sinnvoll werden. Wenn frau bescheiden bleiben will, versteht sich!

Nun zum Konkreten.

Es ist sehr bald aus gewesen mit dem Ideenreichtum von der emanzipatorischen Oase eines zukunftsfruchtigen Projektes. Nicht nur deshalb, weil es eine solche Oase hat gar nicht geben können, sondern auch deshalb, weil die Ideenträgerinnen, somit auch ich, sehr bald feststellen mußten, daß die Arbeit mit uns einiges anstellt, das wir gar nicht in den Griff bekommen konnten. Flexibilität war angesagt. Versuche haben stattgefunden, um mit den sozialpolitischen Gegebenheiten und Arbeitsbedingungen, die wir nicht zu verantworten haben, fertig zu werden. Ich ging davon aus, daß Frauenläden eine Daseinsberechtigung hatten, die uns, die Mitarbeiterinnen, automatisch in eine durchaus positive und vor allem von der Gesellschaft anerkannte Position drängen würde. Ich ging davon aus, daß unsere Existenzen gesichert sind und unsere Arbeit langfristig eingeplant wurde (etwa wie die Arbeit der Familienfürsorge). Ich ging davon aus, daß unsere Besucherinnen und Ratsuchenden für so wichtig gehalten werden, daß sie einen Anspruch auf unsere Angebote haben, die schließlich ihren Bedürfnissen entsprechend konzipiert wurden und die es endlich zu realisieren galt. Und schließlich, ich ging davon aus, daß gerade wir ausländischen Kolleginnen einen emanzipatorischen Ansatz in unserer Arbeit zu haben hätten, da die Zeiten des organisierten Vorgehens gekommen seien. Die Zahl der vom Senat damals finanzierten Projekte hatte mich fasziniert. Als ich sie vor "meiner" Ladenzeit in einem Senatsbericht erfahren habe, dachte ich, Berlin ist "echt" progressiv orientiert. Daraus resultiert bestimmt ein großer Teil meiner optimistischen Vorstellungen über die Möglichkeiten und Perspektiven.

Und dann kamen die Überraschungen!

Ich war überrascht über die relativ geringe Zahl ausländischer Kolleginnen, über ihre nicht vorhandenen Qualifikationen und über die "Überqualifizierung" deutscher Kolleginnen (dies dürfte sich inzwischen geändert haben). Überrascht war ich auch darüber, daß fast alle Läden personell unterbesetzt, besser gesagt, nur notdürftig besetzt waren. Überrascht war ich darüber, daß einige Läden ständig (mindestens ein Mal pro Jahr) über ihr Fortbestehen, sprich ihre Finanzierung, bangen mußten, daß manche sogar ohne eine festangestellte Mitarbeiterin auskommen mußten. Überrascht war ich darüber, daß

von den Mitarbeiterinnen erwartet wurde, sie würden mit den Besucherinnen und den Ratsuchenden die Läden selbst reinigen und putzen, was jahrelang auch tatsächlich geschah (vielleicht unter dem hochtrabenden Motto: Hand in Hand mit Besen und Eimer in die langersehnte vom Senat finanzierte Emanzipation!). Überrascht war ich darüber, daß von der fachlichen Qualifikation eher die Nächstenliebe, Aufopferung, fast Selbstaufgabe, fast Immer-für-die-Klientel-dasein, all diese "spezifisch" weiblichen Charakteristika verlangt wurden. Überrascht war ich darüber, daß ausgesprochen viele Kolleginnen, die eine große Portion an politischem Bewußtsein, fachlicher Kompetenz und an Kampfgeist gezeigt haben, wie Klosterfrauen haben alles mit sich machen lassen. Zugegeben, ich übertreibe ein wenig, aber ich verfälsche nichts. Hin- und hergerissen zwischen den Besucherinnen und dem Geldgeber, zwischen den Ansprüchen und der Umsetzbarkeit, zwischen dem politischen Anspruch und dem Erhalten eines - wenn auch unsicheren und nicht besonders gut bezahlten - Arbeitsplatzes schaute sich frau - fest entschlossen zu gehen, wenn sich eine Alternative bieten sollte - nach besseren Jobs um. Oder aber, frau ging sehr rational mit den eigenen Kräften um, schränkte die Aktivitäten, die nur mittelbar etwas mit den Ratsuchenden zu tun haben, ein und engagierte sich stärker im Laden selbst. Dies waren meine Beobachtungen. Wie habe ich reagiert? Selbstverständlich habe ich nicht nur meine Überraschungen gezählt oder sogar vor lauter resignativer Reaktion "das Handtuch" werfen wollen. Ich habe mich an den Diskussionen innerhalb der "Szene" beteiligt und mich Stück für Stück von der großen Idee einer politisch-feministischen Emanzipation entfernt und mich von ihr verabschiedet. Die Einen waren noch nicht ganz da (wie ich) und die anderen hatten sich bereits verzogen! Ich sah mich immer stärker in die "harte Sozialarbeit" hineingedrängt und war zur Anpassung gezwungen, da immer wieder von der "spezifischen Art der Arbeit" gesprochen wurde. Diese äußert sich nicht zuletzt auch in der Tatsache, daß ich tatsächlich relativ lange Zeit für meine "Klientel" und meine Chefs, wenn sie mich mal besuchen kamen, die Klos und Fenster geputzt habe. Eine ausgesprochen erfrischende und noch nicht erlebte Tatsache. Und dies nur, weil ich im Frauenbereich gelandet bin. Was wird von mir eigentlich hier verlangt, fragte ich mich. Eine Omnipotenz (mein Lieblingswort, seit ich diese Arbeit verrichte), die ansonsten nirgends verlangt wird. Und der ich zu entsprechen versucht habe. Der Schwung der sozialarbeiterischen Bewegung der sechziger und siebziger Jahre war vorbei, die Nische, in der den ausländischen Frauen zu helfen versucht wurde, war intakt genug, um an den großen strukturellen Gesellschaftsveränderungen mit ruhigem Gewissen vorbeigehen zu können. Eine Miniwelt der Minikämpfe, die in ihrer Miniumgebung ohne Relation ganz andere Dimensionen angenommen hat. Trotz alledem keine Resignation, trotz alledem empfand ich alles als lebenswert und sinnvoll. Nicht nur auf der individuellen Basis jeder einzelnen Frau, die mich aufgesucht hat, sondern auch im großen gesellschaftlichen "Kontext". Und ich bewunderte die Kolleginnen. Ich denke an die erste Zeit meiner Dazugehörigkeit als mit dem damaligen CDU-Senat und seiner Ausländerbe-

auftragten ganz hart umgegangen wurde und mir jedes Gespräch mit der Senatsverwaltung wie eine revolutionäre Tat vorgekommen ist. Ich bewunderte die Frauen wegen ihrer Hartnäckigkeit, obwohl ich gleichzeitig beobachten mußte, daß sie die mickrigen Zugeständnisse und das bißchen Geld eingesteckt haben, um bis zum nächsten Jahr überleben zu können. Monatelang haben wir alle vier Wochen an den Frauenprojektetreffen teilgenommen, ohne zu wissen, daß die Initiative, die Läden mögen sich zum berühmten "Erfahrungsaustausch" regelmäßig treffen, vom "Senat" kam. Monatelang habe ich gebraucht, um die "Senatstöpfe" auseinanderhalten zu können, aber sehr schnell habe ich begriffen, daß wir eigentlich von heute auf morgen unsere Tore und Läden schließen könnten, falls jemandem einfallen würde, die Arbeit sei nicht mehr notwendig, weil die spezifischen Probleme der spezifischen Klientel nicht mehr existent seien. Mit dem Stellenwert der Frauenläden im Gefüge der sozialen Arbeit und der Bildungs- und Kulturarbeit tue ich mich immer noch sehr schwer. Zur Zeit lebe ich immer noch mit der Erkenntnis, die Läden sind für die Gesellschaft genauso wichtig, wie dies die Klientel dieser Läden auch ist. Nicht mehr und nicht weniger: also relativ unwichtig. War es immer so? Wahrscheinlich. Unsere eigene Machtlosigkeit ist nur mit der unserer Besucherinnen zu vergleichen. Es ist vielleicht (wahrscheinlich sogar) eine identische. Schon die Konzeptionen der Läden ist so vielfältig, daß es unmöglich ist, allen darin enthaltenen Bereichen auch nur annähernd gerecht zu werden. Eine ständige Überforderung sowohl der Mitarbeiterinnen als auch der Ratsuchenden und Besucherinnen ist vorprogrammiert. Diese allumfassende Betreuungskompetenz, mit der wir ausgestattet werden müßten. Ich selbst fand gerade diese Konzeption, an der ich schließlich mitgearbeitet habe, optimal und realistisch. Auch mir schwebte die Idee einer Idylle von einem Ort vor, an dem die Probleme gelöst, Kochrezepte ausgetauscht, Feste gefeiert, Deutsch gelernt, Kinder versorgt, genährt, gestickt und viele andere nützliche Dinge vollbracht würden. Die Vorstellung von einem Ort der Liebe, des Verständnisses, der Solidarität war in der Phase des Schwunges und des Ackerns auch meine. Leider existiert neben der Gewalt der Träume auch die Gewalt der Armut, der Arbeitslosigkeit, der Wohnungsnot, der überfüllten Frauenhäuser, der ungeduldigen Behördenangestellten, der geldgierigen Ärzte, die Gewalt der Gesetze und der (auch inhumanen) Rechtsprechung, die Gewalt des biologischen Alterns und der vergangenen Zeit, die Gewalt der Isolation und des allgegenwärtigen Nichtvorhandenseins adäquater Gegenmittel.

Bei der Umsetzung meines Traums spielten die Schlüsselrolle nicht die äußeren gerade erwähnten und und die vorher in unseren Köpfen (gemeint sind die der Mitarbeiterinnen) vorhandenen Bedingungen, sondern die Besucherinnen, die Ratsuchenden, die sog. Klientel. Warum? Weil sie eigentlich die Erwählten waren, die die Last dieser Umsetzung hätten tragen müssen. Mit uns, mit mir zusammen zwar, aber mit einer ganz anderen Zielsetzung und vor allem Perspektive!

Ich war sauer auf meine Landsfrauen, als ich feststellte, daß sie an meiner Beratung, die ich für sie geleistet habe, sehr interessiert sind, daß ich (während der ganzen Jahre) über keinen Mangel an Arbeit in diesem Bereich (ganz im Gegenteil) klagen mußte, daß sie aber gleichzeitig weniger dazu motiviert waren, "selbst Hand anzulegen", in dem sie z.B. bereit wären, Deutsch zu lernen, gar einen Alphabetisierungskurs zu absolvieren, sich vielleicht politisch zu engagieren, oder wenigstens gewerkschaftlich - um aus der eigenen Isolation herauszukommen. Ich war sauer auf diese Frauen, weil sie gewagt haben, meinen Traum von der Möglichkeit einer größeren Verselbständigung nach jahrzehntelanger Abhängigkeit zu zerstören. Jetzt frage ich mich, wie weit können Projektionen gehen, wie weit verführe ich mich selbst, wie weit betrüge oder betrog ich mich, mit dem Gedanken spielend, daß wir unter so miesen Bedingungen Berge versetzen könnten. Was weiß ich, was wußte ich über meine Landsfrauen? Kannte ich diese Industriearbeiterinnen, diese Reinigungsfrauen, diese Küchenhelferinnen, diese Gattinnen, Mütter und Kolleginnen? In meiner Konzeption waren sie vorhanden und definiert. Jetzt mußten sie in der Praxis, im Alltag identifiziert werden. Jetzt waren sie nicht mehr Abstraktionen, sondern bekamen einen Namen, ein Gesicht, hatten einen historischen Hintergrund und eine ganz konkrete Gegenwart. Nicht nur ich wußte, was ich wollte / will, auch sie wußten, was sie wollten / wollen! Es kam zu Verschiebungen. Jeder Tag war eine Improvisation mehr. Ich habe beraten, beraten, beraten. Der Laden wurde gespalten, auf der einen Seite die sog. Freizeitaktivitäten, die Bildung, die Kultur (was immer man / frau darunter verstehen mag!), zu denen wir uns alles erdenklichen haben einfallen lassen müssen, um die Frauen dazu zu motivieren, dies in die eigenen Hände zu nehmen, auf der anderen Seite war die erwähnte Beratung. Futsch gingen die schönen Vorstellungen, die Ratsuchenden könnten vielleicht genauso omnipotent werden, wie wir von uns glaubten, das wir sind. Die Frauen waren vorsichtiger als ich, sie haben sich an den Laden herangetastet und sich nicht kopfüber hineingestürzt. Sie haben uns beobachtet und wußten bald, was sie von uns halten sollten. Sie haben sich ihren Platz in unserem Laden nicht erobern müssen, wie wir selbst es mit dem Laden getan haben, sie haben nicht vorgehabt, große Taten zu vollbringen, sie wollten einfach und bescheiden von etwas Gebrauch machen, was diese Gesellschaft ihnen angeboten hatte. Und wir waren beleidigt. Weil wir keine Mitstreiterinnen gewonnen haben, sondern sehr, sehr viele "Klientinnen". Entsprechend gering war der Bedarf an Freizeitaktivitäten (die geselligen Zusammenkünfte nicht mitberücksichtigt, weil sie immer schon sehr beliebt waren), auch das Verlangen nach Bildungs- und Kulturarbeit (außer Deutschkurse, die relativ gut und kontinuierlich besucht werden) hielt sich in Grenzen (dies alles sind meine rein subjektiven Einschätzungen) und immer größer wurde der Bedarf an allumfassender Beratung. Ich wurde gefordert, ich war plötzlich für so vieles zuständig, daß ich immer neue Fähigkeiten in mir entdeckt habe und mir immer neue Fertigkeiten aneignen mußte. Gleichzeitig nahm aber auch meine Arroganz beträchtlich zu.

Durch die Vielfältigkeit der zu lösenden Probleme, durch die Konfrontation mit allen möglichen Stellen, Behörden, mit allen möglichen Menschen, durch die einfach unter Zwang sich entwickelnde Fähigkeit, adäquat reagieren zu müssen, ständig herausgefordert, mußte ich mich in allen möglichen Sachen üben und behaupten, wegen der Frauen, für die ich schließlich da war, aber auch meinetwegen, da ich unmöglich zugeben konnte, etwas nicht zu schaffen. Jedes Problem mußte irgendwie gelöst werden, optimal, versteht sich, und zugunsten der Frauen. Die heißgeliebte Omnipotenz umschlung mich zärtlich und nur die Ratsuchenden selbst konnten mich mit der Zeit davon überzeugen, daß es auch anders gehen kann. Sie hielten sich nicht an die Absprachen, sie schickten die Schreiben und Briefe, die ich mit großem Engagement für sie geschrieben hatte, nicht ab, nachdem sie bei mir gewesen waren, konsultierten sie noch zwei oder drei andere Beratungsstellen in der Stadt, sie befolgten nicht meine sondern deren Ratschläge, sie stellten ganz einfach die Wichtigkeit meiner Arbeit in Frage und zwangen mich dadurch umzudenken. Es ging darum, mit dem eigenen Projektionspotential anders umzugehen. Es ging ums Überleben in der Tätigkeit. Heute müßte ich diesen Frauen dankbar dafür sein, daß sie mich dazu gezwungen haben. Ich hatte mich tatsächlich so benommen, als ob ich für alles, was "meine" Frauen betrifft, zuständig wäre. Nicht nur dann, wenn es zu unserer Einrichtung keine Alternative gegeben hat, sondern auch darüber hinaus. Zuständig und schuldig, falls etwas nicht so gelaufen ist, wie ich es mir vorgestellt habe. Ich fühlte mich schuldig, wenn eine Frau mir keinen Glauben schenkte, weil ich, so die obligatorische Erklärung, nicht fähig war, sie von der Richtigkeit meiner Überzeugungen auch zu überzeugen. Alles, womit sie gekommen sind, war wichtig und mußte sofort erledigt werden. Auch ihre uralten Briefe, die sie zuhause in den Schränken aufbewahrt haben, auch ihre jahrelangen Verdrängungen, die auf einmal so bedeutend wurden, daß sie freitags um 18 Uhr 30 durchdiskutiert werden mußten. Jede Mißhandlung war auch meine, und wenn ich mal anders gefühlt und gedacht habe, hatte ich der Frau und den Kolleginnen gegenüber ein schlechtes Gewissen. Weil ich unmenschlich und nicht solidarisch war, weil ich egoistisch war und mich sogar so zu zeigen wagte. Und doch habe ich die ganze Zeit versucht, die Sache anders als viele andere zu betrachten. Ich versuchte, den Frauen ihre eigene Subjektivität und Eigenverantwortung nicht in einem Maße abzunehmen, daß sie alles bei mir abladen können. Ich habe versucht, mich davor zu schützen, am Anfang geschah dies mehr intuitiv und im organisatorischen Bereich. In der späteren Zeit zeigte sich dies mehr als hilfreich und war den Frauen gegenüber nicht verletzend. So habe ich es erreicht, daß meine private Zeit mir gehörte, meine Privattelefonnummer wurde nur einmal von einer Frau gewählt und nur in einem schweren Fall von psychischer Krankheit wurde ich in meiner Freizeit und zu Hause gestört. Ansonsten waren meine eigenen Freizeitaktivitäten im Bereich der Ausländer-tätigkeit nicht durch die Besucherinnen des Ladens, vielmehr durch meine eigene Entscheidung, mich damit befassen zu wollen, begründet. Die äußeren Umstände und das Verhalten der Frauen haben mir eher das Umdenken aufge-

zwungen, als mein eigener Verstand. Hinzu kommt einfach die biologische Beschränktheit meiner Person, die ich zur Genüge strapaziert habe, bis ich herausgefunden habe, daß ich es so nicht weiter aushalten kann. Das einzig Richtige war dann, daß ich die Lebensweise der ratsuchenden Frauen, ihre Eigenverantwortung und ihre Entscheidungsgewalt absolut akzeptiert habe. Relativ lange habe ich gebraucht, um einzusehen, daß ich meine fachliche Kompetenz zur Verfügung stellen muß, nicht aber meine "menschliche", weibliche, karitative und was weiß ich noch welche Rolle spielen muß. Daß zu der fachlichen Kompetenz das Mitfühlen, das Verstehen der Sorgen, das Miteinander-nach-optimalen-Lösungen-Suchen als eine Selbstverständlichkeit dazugehört, ohne gleichzeitig die notwendige Distanz verlieren zu müssen, war nicht von Anfang an klar umrissen, vielmehr entwickelte sich die Erkenntnis darüber erst mit der Zeit. Obwohl ich (immer und überall) zu den "harten" Verfechterinnen der Eigenverantwortlichkeit (nur die kranken Menschen ausgenommen) gezählt werden kann, habe ich wie so viele andere Kolleginnen jahrelang die selbstaufgezwungene Rolle der "für alles zuständigen" Sozialarbeiterin gespielt. Ganz abgelegt habe ich sie bis zum heutigen Tag nicht. Gerade gestern bin ich zu einer Frau nach Hause gegangen, die ihre von uns verfaßten Schreiben zum Wochenende nicht abgeholt hatte, obwohl sie so bald wie möglich abgeschickt werden sollten. Die Frau hätte sie selbst abholen können. Warum mußte ich mich für diese verdammten Schreiben verantwortlich fühlen? Deswegen, weil diese Frau Analphabetin ist? Deswegen, weil sie seit Jahren in den Laden kommt? Weil sie ihre eigenen Probleme nicht im Griff hat? Warum? Wo liegt die Ursache für diese überdrehte Fürsorge? In diesem konkreten Fall könnte ich tatsächlich getrost die Sorge der Frau selbst überlassen, weil sie bisher immer für sich die Verantwortung getragen hat! Und trotzdem, es ist nicht ausgeschlossen, daß ich heute abend noch einmal vor ihrer Tür stehe, damit sie die Briefe morgen abschicken kann.

Einen einfachen Fehler, Denkfehler, habe ich jahrelang mit mir herumgeschleppt, den Fehler nämlich, daß ein Frauenladen die unzähligen Lücken der sozialen (und anderen) Versorgung füllen kann. Vom Arbeitsamt bis zur Psychiatrie! Ist es nicht katastrophal, wenn eine einzige Person für sich in Anspruch nimmt, alle Bereiche, in denen ein Mensch im Laufe der Zeit zu leben vermag, fachlich abdecken zu können? Ohne es zu wollen, bin ich tatsächlich etwas geworden, was ich gar nicht sein kann: Sozialarbeiterin ohne Eingrenzung der Kompetenzen, ohne definierte Zuständigkeit, ohne festgelegte Verantwortung. Es hat mir geschmeichelt, als ich festgestellt habe, daß ich "überall" etwas zu sagen habe! Es hat mir geschmeichelt, als ich gemerkt habe, daß ich "überall" als kompetent gefragt, konsultiert, miteinbezogen werden kann! Es hat mir geschmeichelt, als ich festgestellt habe, daß ich nur meiner professionellen Ethik und meinem eigenen Gewissen verantwortlich bin. Wer kontrolliert meine Arbeit? Wer stellt fest, ob ich Fehler begangen habe? Wer schaut sich meine Kreativität im Umgang mit der Klientel an? Optimale Arbeitsbedingungen, also, weil keine unmittelbare Kontrolle?! Einerseits. Ande-

rerseits aber empfinde ich, daß ich so unwichtig bin mit und in meiner Arbeit, daß niemand es für notwendig hält, nachzuschauen, was ich eigentlich treibe! Dies ist selbstverständlich kein Plädoyer für die Einführung neuer Kontrollmechanismen in der Frauenarbeit, vielmehr ist es ein Appell, nachzudenken, wie und als was wir mit unseren Läden für ausländische Frauen eigentlich dastehen. Ich habe es bis heute nicht vermocht, mich und meine Arbeit einzuordnen. Ich habe es nicht vermocht, mein Berufsbild zu definieren. Ich weiß nicht, was ich bin und welchen Stellenwert ich habe. Ich kann mich mit keinem anderen Berufsbild vergleichen.

Wenn wir krank sind, gehen wir zum Arzt. Wenn wir Rechtsprobleme haben, gehen wir zum Anwalt. Wenn wir etwas lernen wollen, gehen wir zur (Volks-hoch-)Schule. Wenn wir uns amüsieren wollen, gehen wir ins Kino, Theater, in die Disco etc.. Ein Frauenladen aber ist für all das zuständig: wie soll das funktionieren? Es funktioniert aber! Und wir stehen dahinter! Also doch eine Oase, die es gar nicht geben kann.

Mit ruhigem Gewissen kann ich behaupten, daß ich meine Arbeit gut, korrekt, engagiert und professionell verrichte, daß ich in den letzten vier Jahren keiner einzigen Frau durch Fehler oder schlechte Beratung einen Schaden zugefügt habe, daß ich mich nicht in Angelegenheiten eingemischt hätte, in denen ich nichts zu suchen habe, daß ich die Gelder, die für die Einrichtung und meine Arbeit ausgegeben werden, nicht verplempert habe und trotzdem empfinde ich mich als ein Geist innerhalb eines nur in Umrissen definierten Schlosses, der zwar ein guter ist, aber nicht zu fassen ist und mit allem nur aus der Ferne und wenn es sein muß, zu tun hat.

Für wen bin ich zuständig? Für jugoslawische Frauen! Für jugoslawische Frauen, die Probleme haben, die Deutsch lernen wollen, die Kaffee trinken wollen, die sich miteinander treffen wollen, die, die, die... Könnte es sein, daß ich ein verlängerte Arm einer jeden Frau, die mich aufsucht, geworden bin? Nicht mehr und nicht weniger, weil nämlich das, was ich für die Frauen tue, das ist, was jede eigentlich für sich selbst tun können müßte. Bin ich deshalb in Schwierigkeiten mit meinem Berufsbild? Mit der Identifikation mit meiner eigenen Berufstätigkeit? Liegt es an zu wenig Kompetenzen? Oder ist es zu unverbindlich? Ich habe tatsächlich das Gefühl, daß ich eine große Unverbindlichkeit bin, die versucht, redlich ihre Existenz zu rechtfertigen. Ich werde gefragt, es kann aber auch ohne mich geschehen! Ich werde hinzugezogen, aber es kann auch ohne mich laufen! Ich bin wichtig, aber wenn ich in Urlaub bin, geht es auch ohne mich. Ich bin und ich bin nicht. Irgendwie ein Vakuum.

Vermissen tun mich die Frauen in der Beratung. Dies ist konkret. Hier bin ich etabliert und akzeptiert. Aber gerade hier fühle ich mich wie eine Dienstleistungsstelle. Schreib mal den Brief! Ruf mal bei der Polizei an! Begleite mich zum Gericht! Übersetze mir das Schreiben! Schütze mich vor meinem Mann! Gib mir die Adresse von einem anständigen Anwalt! Nerve mich nicht mit dem Deutschkurs, ich schaffe es nicht mehr!

Warum nehme ich es den Frauen übel, wenn sie etwas Konkretes von mir wollen, z.B. eine Wohnung? Warum nehme ich es ihnen übel, wenn sie absolut kein Interesse dafür zeigen, unbedingt das Nötigste aus der Reichsversicherungsordnung zu lernen? Warum nehme ich es ihnen übel, wenn sie partout kein Interesse an großen gesellschaftlichen Zusammenhängen haben und von mir nur einen guten Rat haben wollen, wie sie für sich etwas durchsetzen können? Warum nehme ich es ihnen übel, wenn sie anstatt makrobiotisch lieber das verdammte Schweinefleisch und die fetten Krapfen essen wollen? Warum nehme ich es ihnen übel, wenn sie anstatt sich mit mir einen anspruchsvollen Film anzusehen, einfach "quatschen", Kaffeetrinken und Blödeleien austauschen wollen? Warum nehme ich es ihnen übel, wenn sie sagen, ach, mach du mal, schließlich hast du studiert, um uns zu helfen?

Ist es die Eindeutigkeit, die sie, diese von uns zu "Betreuenden", an den Tag legen, wenn es um die Definition unserer Zuständigkeit und unserer Arbeit geht, die mich stört? Ist es die Klarheit, mit der sie von uns, von mir etwas fordern, die mich verunsichert? Ist es meine eigene ewige Suche nach höheren Aufgaben, für die ich mich berufen fühle? Ist es vielleicht meine eigene Kompensation für Dinge, die ich bisher nicht habe erreichen können?

Was will ich eigentlich von diesen Frauen? Daß sie dem entsprechen sollen, was ich so gerne sehen würde? Soll jede von ihnen Betriebsrätin werden, soll jede meine Vorschläge mit Begeisterung aufgreifen? Soll jede von ihnen schwimmen, singen, ihrem Mann widersprechen, ihrem Chef die Meinung sagen können? Soll jede von ihnen von heute auf morgen keine Schulden mehr machen? Warum akzeptiere ich sie nicht? Und warum beschränke ich mich nicht darauf, ihnen das Leben, das sie führen wollen, zu erleichtern? Ist das nicht genug? Wenn sie sich damit zufrieden geben, warum tue ich es nicht auch?

Oder tue ich es bereits, will es nur nicht zugeben? Haben sie mich davon überzeugt, daß die Praxis selbst ihre Gesetzmäßigkeiten hat, die so ohne weiteres nicht zu überwinden sind, wenn sich das gesellschaftliche Umfeld nicht ändert? Sind es die Frauen, die mir mein eigenes Ausländerdasein tagtäglich vor Augen führen, die mich daran erinnern, daß wir etwas anderes sind, als das, was wir sein könnten (was ich recht häufig vergesse!)?

Warum tue ich diese und keine andere Arbeit? Auf keine dieser Fragen habe ich eine Antwort und das Resultat meiner Zwischenbilanz ist ein großes Fragezeichen (vielleicht ist das auch der Grund für mein Bleiben?). Ist aber die Frage nach meinem Selbstverständnis in der beruflichen Tätigkeit nicht gleichzeitig auch die Frage nach dem Selbstverständnis jeder sozialen Arbeit? Warum sollen ausländische Frauen etwas ganz anderes sein als "vergleichbare" Deutsche? Und warum soll ich letztendlich nicht zugeben, daß ich für billiges Geld für ein Stückchen sozialen Frieden Sorge, mitsorge. Und daß das, was dabei den Frauen zugute kommt, doch nur ein Nebenprodukt ist. So wie ich ein Nebenprodukt der staatlichen Fürsorge bin.

Aber vielleicht habe ich auch mit dieser Rolle Probleme, weil ich mich den Frauen gegenüber als etwas zu verhalten habe, was ich gar nicht bin, wenn sie in

mir mich und keine Personifizierung sozialpolitischer Maßnahmen sehen? Oder habe ich mehr Probleme damit, daß ich weiß, daß die Frauen es gar nicht verstehen würden, wenn ich ihnen meine Position so darstellen würde, wie ich sie sehe und empfinde?

Eine Bilanz?

Sieht sie vielleicht so aus, daß wir nicht mehr und nicht weniger sind als typische Sozialarbeiterinnen mit einigen Kompetenzen weniger, mit weniger Zuständigkeiten, mit weniger Verantwortung, mit weniger Lobby, mit weniger Relevanz und mit weniger Zukunft als die üblichen staatlichen Sozialarbeiter? Sind wir innerhalb der Sozialeinrichtungen das, was unsere Frauen in dieser Gesellschaft sind?

In welchem Zusammenhang steht das (liebevolle) Aussuchen eines Teppichbodens für den zukünftigen Arbeitsplatz in der "großen" staatlichen Sozialpolitik? Viele Fragen, aber angebracht für eine Zwischenbilanz. Oder? Hätte ich das tatsächlich auch zu Hause haben können? Gibt es irgendwo eine Gesellschaft, in der ich mir als Sozialarbeiterin diese Fragen hätte nicht zu stellen brauchen?.